



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

General Friedrich von Gagern : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wir Sachsen gehen einer neuen Periode schwerer Bedrückungen und Angriffe entgegen, wie in den siebziger und achtziger Jahren. Wir haben die Kämpfe durchgeföhrt, mit mancher Einbuße, aber wir haben uns doch erhalten, erfüllt vom Bewußtsein unsers guten Rechts. Dieses Bewußtsein erfüllt und hält uns auch jetzt.



General Friedrich von Gagern

(Schluß)



as die nationale Bewegung hauptsächlich hervorrief, war die Furcht vor Frankreich in Südwestdeutschland, die dort, wie auch die Ereignisse von 1867, 1870 und 1887 dargethan haben, allein imstande ist, die landesüblichen partikularistischen, demokratischen und ultramontanen Strömungen zu überwinden. Man befürchtete die militärische Einmischung der Februarrepublik in die süddeutschen Verhältnisse, in denen sich starke republikanische Neigungen geltend machten. Die eigne Gefahr ließ selbst zeitweilig die altgewohnte Scheu vor Preußen vergessen, und der nationale Gedanke fand offene Herzen. Zum Gegengewicht gegen den lärmend auftretenden Republikanismus beriefen die Fürsten die Führer der nationalen Liberalen zu Ministern, in der ersten Woche des März kam Max von Gagern im Auftrage des Herzogs von Nassau nach Darmstadt, wo Heinrich Staatsminister geworden war, um Verhandlungen zur Anregung einer Bundesreform und Schaffung einer deutschen Volksvertretung unter einem gemeinsamen Oberhaupte zu beginnen. Diese Verhandlungen sollten in Karlsruhe, Stuttgart, München, Dresden und Berlin fortgesetzt werden. Im Anfang ging alles vortrefflich, Baden und Württemberg schlossen sich an, in München ging es schon langsamer, und erst die Wiener Revolution bewirkte da den Anschluß. Die schwankende Haltung in Berlin erschütterte zwar bald die in Süddeutschland aufgeflamten Sympathien für Preußen, doch war die nationale, auf eine Zentralgewalt unter Preußen und auf ein deutsches Parlament gerichtete Strömung noch mächtig. Die führende „Deutsche Zeitung“ in Heidelberg schwankte freilich noch immer zwischen Osterreich und Preußen. Die siebzehn Vertrauensmänner waren in Frankfurt zusammgetreten und hatten Max von Gagern zum Vorsitzenden gewählt, in dem am 30. März eröffneten sogenannten „Vorparlament“ war Heinrich von Gagern der gefeiertste Redner. Da litt es Friedrich nicht länger im Haag.

Schon seit Jahren hatte er das Heranwachsen der nationalen Strömung mit Aufmerksamkeit verfolgt, zunächst mit wehmütigen Zweifeln, später mit zunehmender Hoffnung. An den sanguinischen Bruder Heinrich, der den Tagesströmungen leicht nachgab, schrieb er am 13. März 1842 über den Eindruck der Erwartungen, die der Thronwechsel in Berlin erregt hatte: „Wir stehen noch immer am ersten Vers des Evangeliums Johannis: Im Anfang war das Wort; ich wollte aber, es hieße bei uns: Im Anfang war die That.“ Den Bruder Heinrich beneidete er überhaupt darum, daß er, wenn auch in bescheidenen Grenzen, eine politische Rolle in Deutschland spielen konnte, und liebte ihn darum um so inniger, bis zur Bewunderung. Wie sehr er selbst dabei der eigentlich führende Geist war, hat er wohl kaum geahnt; ihm genügte, daß der Bruder im vollen Einverständnis mit ihm wirkte. An diesen Bruder entstand auch in der Langweile des niederländischen Lagerlebens schon im Jahre 1837 ein längeres Gedicht, das unvollendet geblieben ist, und dem die oben angeführten Verse entnommen sind. Das Gedicht atmet die glutvollste Vaterlandsliebe und beschwört den Bruder, dem deutschen Volke bei seinem Ringen zum Einheitsstaate ein Führer zu sein, denn „auch ohne Vorbeerfranz ist der ein Held, der für die gute Sache steht und fällt.“ Er hat mit diesen Worten das eigne Schicksal prophetisch vorausgesagt.

Die Ereignisse der Märzbewegung hatten in ihm den Entschluß zur Reise gebracht, den niederländischen Dienst, ungeachtet der verlockendsten Aussichten für die Zukunft, zu verlassen und sich, gleich den Brüdern, den öffentlichen Verhältnissen Deutschlands zu widmen. Es handelte sich für ihn bloß noch um den schicklichen Zeitpunkt, seine Stellung, in der ihm so viel Liebe und Auszeichnung entgegengebracht wurde, mit Anstand zu verlassen. Er schreibt den 14. März an Bruder Heinrich: „Du kannst dir denken, wie in den letzten Tagen mein Gemüt bewegt war, wie gern ich zu euch geeilt wäre; aber es war nicht möglich, weil es unter den jetzigen Verhältnissen den Schein hätte, als wollte ich mich den Schwierigkeiten meiner hiesigen Stellung aus Furcht entziehen.“ Als Gouverneur der Residenz war er verpflichtet, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und man hatte darum nach den Pariser Vorgängen nicht unbegründete Besorgnisse. Da aber nach einigen Änderungen der Verfassung, bei der energischen Haltung aller besonnenen Elemente, und auch weil Belgien sich ruhig verhielt, die innere Ruhe ungestört blieb, konnte am 30. März die außerordentliche Vorsoorge und militärische Bereitschaft wieder aufgehoben werden. Nun drängte es ihn nach Deutschland, um zunächst selbst zu sehen, und er schreibt am 1. April an Heinrich: „So ungern man mir jetzt Urlaub giebt, so wird man mir einen kurzen von acht bis vierzehn Tagen nicht weigern, wenn ich darauf bestehe; und ich werde darauf bestehen, sobald ihr mir schreibt: Komme! — Ambition treibt mich nicht, aber ich bin zu allem bereit, wenn die Stimme des Vaterlandes ruft, besonders im Falle des Krieges; im Frieden

wird es an berufenen und unberufenen Ratgebern nicht fehlen.“ Am nächsten Tage hatte er Urlaub. „Ich habe es nicht länger aushalten können,“ schrieb er an Heinrich, der Brief des Bruders Max vom 3. April mit der Aufforderung, seine Entlassung zu nehmen, „wir bedürfen deiner,“ hatte ihn nicht mehr erreicht. Er traf am 5. April bei den Brüdern in Frankfurt ein.

Die republikanische Linke hatte aus ihrer Niederlage im Vorparlament bei den Wahlen zum Fünzigerausschuß ohne weiteres das Recht abgeleitet, zur Revolution zu schreiten. Konstanz und der ganze, im Rücken durch die Schweiz gedeckte Seekreis waren der Hauptsitz der Bewegung, die sich über den Südwesten verbreitet hatte und mit den Pariser Revolutionären in Verbindung stand. In Frankfurt und weiterhin nahm man an, daß der geringste Erfolg einer republikanischen Schilderhebung die Anerkennung und die kriegerische Einmischung Frankreichs zur Folge haben werde. Der Bundestag hatte in solcher Voraussicht das siebente und achte Bundesarmeekorps mobil gemacht, und Markgraf Wilhelm von Baden hatte das Kommando über das achte, sowie über die badische Division niedergelegt, damit nicht ein Prinz des großherzoglichen Hauses in den Kampf mit Landesangehörigen verwickelt werde. In Baden bedurfte man eines kriegskundigen Führers der Truppen, und das liberale Ministerium richtete seine Blicke auf den ihm wohlbekannten, aus Indien mit großer Anerkennung zurückgekehrten General Friedrich von Gagern. Der Vater und Bruder Heinrich waren damit nicht einverstanden; der Vater dachte an eine Ersetzung des niederländischen Gesandten von Scherff durch ihn am Bundestag, wovon aber die Brüder nichts wissen wollten; dem Bruder Heinrich erschien die badische Stellung zu gering, er wußte, daß nach der Lage der Dinge bei einem ausbrechenden Kriege dem Bruder ein höheres Kommando gar nicht entgehen konnte. Friedrich machte diesen Bedenken mit einem energischen: „Du willst also, daß ich gar nichts thue,“ ein Ende, Vater und Bruder fügten sich wie immer seinem festen Entschluß. Auch er sah in dem republikanischen Putschversuch die nächste ernste Gefahr für die günstig fortschreitende nationale Einheitsbewegung und war bereit, mit seiner Person dagegen einzutreten. Rang und Stellung kamen dabei für ihn nicht in Betracht, er wäre bei einer kriegerischen Gefahr des Vaterlands auch als Freiwilliger mitgegangen, falls sich keine andre Verwendung für ihn gefunden hätte.

Es kam ihm nun darauf an, sein dienstliches Verhältnis in den Niederlanden mit Schonung zu lösen. Schon am 11. April hatte er nach der ersten badischen Anfrage an den Kriegsminister, General Reppen, ein Schreiben gerichtet mit der Bitte, ihm in Anbetracht der außerordentlichen europäischen Lage entweder die Erlaubnis zur zeitweiligen Übernahme des badischen Kommandos oder seinen Abschied mit der ihm vertragsmäßig zustehenden Pension auszuwirken. Ehe eine Entscheidung darüber eintreffen konnte, hatten die Ereignisse in Baden zu weitem Schritten gedrängt. Friedrich von Gagern war

schon am 11. in Karlsruhe zu Verhandlungen eingetroffen, verließ aber, nachdem er einige Schwankungen bemerkt hatte, die Stadt am andern Morgen wieder, um nicht als Untersuchender zu erscheinen. Das Angebot der badischen Regierung, das Kommando und die Einrichtung der Bürgerwehr, sowie die Stellvertretung des Prinzen Max in der Führung der badischen Division zu übernehmen, folgte ihm unmittelbar nach Frankfurt nach. Die Bürgerwehr lehnte er entschieden ab und erbot sich nur aus „Pflichtgefühl, mich im Augenblick der Not einem ehrenvollen Auftrag nicht zu entziehen,“ und in der „Hoffnung, meinem Vaterlande einen Dienst zu leisten,“ zur zeitweiligen Führung der badischen Truppen. Die Ernennung hierzu mit dem Range eines Generalleutnants erfolgte umgehend unter dem 14. April, und der General begab sich nach Karlsruhe, nachdem er dem König von Holland seinen Entschluß angezeigt und ihm anheimgestellt hatte, deswegen Rückberufung, Urlaub, Abschied oder Entlassung zu verfügen. Er war also bereit, selbst auf seinen berechtigten Pensionsanspruch zu verzichten. Die Übernahme eines fremden Kommandos vor der Regelung der dienstlichen Beziehungen zu den Niederlanden ist nicht einwandfrei, auch nicht bei der Berücksichtigung des Verzichts auf alle Rechte, und es läßt sich als Entschuldigung dafür nur die überaus dringliche Lage anführen, die eine schnelle Entscheidung verlangte.

Es empfiehlt sich, hier gleich die endgiltige Erledigung dieser Angelegenheit vorauszuschicken. Der König ließ Gagern durch den Kriegsminister in einem Schreiben vom 16. April zurückrufen, ohne indessen die Erlaubnis zur Übernahme des badischen Kommandos zu verweigern, sondern bloß zur persönlichen Auskunft darüber, wie weit die Verpflichtungen etwa bei Feindseligkeiten von französischer Seite gingen, weil sich daraus diplomatische Schwierigkeiten ergeben könnten. Der Brief erreichte den General erst spät am Abend des 19. in Schliengen, als bereits der Befehl für den folgenden Tag ausgegeben war; zwölf Stunden darnach war Friedrich von Gagern tot. Man ersieht aus allem, daß der König geneigt war, möglichst weit entgegenzukommen, um den General dem holländischen Dienst zu erhalten. Die Todesnachricht erschütterte den König zu Thränen, und er ließ dem Vater, ohne irgendwie einen Vorwurf anzudeuten, sein tiefstes Mitgefühl aussprechen. Auch von berufener niederländischer Seite ist niemals ein Tadel gegen Friedrich von Gagern laut geworden; die ganze Armee wußte, daß er im Herzen immer ein Deutscher gewesen war.

Der General traf schon am 14. April in Karlsruhe ein, wo er gut empfangen wurde, und ihm der Großherzog eigne Pferde zur Verfügung stellte. Er begab sich am folgenden Tage nach Willstedt bei Kehl und übernahm die Führung der dort Straßburg gegenüber aufgestellten Truppen. Die für den Palmsonntag (16. April) gehegten Befürchtungen wegen eines Einfalls bewaffneter Scharen aus Frankreich fanden keine Bestätigung, und am 18. ver-

legte Gagern sein Hauptquartier nach Freiburg, um den am Oberrhein ausgebrochenen Aufstand niederzuwerfen. Diesen hatten Hecker und Struve am 12. April im Namen einer „provisorischen Regierung“ erklärt, aber der erhoffte allgemeine Buzug blieb aus, ein Unternehmen auf Donaueschingen wurde durch das rechtzeitige Eintreffen der Württemberger vereitelt, und Hecker wandte sich mit seiner Schar durch das Wiesenthal gegen Kandern, um das Rheinthal zu erreichen. Hier trat ihm General von Gagern entgegen; er befehligte zwei badische und ein großherzoglich hessisches Bataillon, drei Schwadronen badische Dragoner und sechs Geschütze, im ganzen gegen 2400 Mann. Die Hecker'sche Schar belief sich auf etwa 1000 Mann, der Mehrzahl nach Senfemänner, ihre „Artillerie“ bestand aus zwei auf Pflugrädern mitgeführten Böllern. Das badische Hauptquartier wurde am 19. nach Schliengen verlegt, und Gagern beschloß, den Aufständischen andern Tags entgegenzugehen, um die Bewegung in ihren Anfängen zu ersticken. Hecker war abends in Kandern eingetroffen. Der Beschluß der Führer, nach Steinen zurückzugehen, wurde erst spät am Morgen ausgeführt, als die Truppen bereits vor Kandern standen und das Durcheinander in dem Städtchen wahrnehmen konnten. General von Gagern hatte noch keine badische Uniform und befand sich im bürgerlichen Kleid an der Spitze seiner Kolonne, bloß mit einem Säbel bewaffnet.

Der badische Regierungsrat Stephani begab sich mit einem Trompeter in den Flecken, traf Hecker nicht mehr an, fand noch Pulverfarren, Wagen und „Artillerie“ unbespannt vor, konnte ungehindert die Aufruhkrakte verlesen, allerdings ohne Erfolg, und kehrte zum General zurück, der sofort den Weitermarsch befahl. Ihm war klar, daß sich der Gegner gar nicht in der Verfassung befand, Widerstand zu leisten, einige Kanonenschüsse von der Höhe vor Kandern hätten ausgereicht, die Schar zu zersprengen. General von Gagern sah davon ab, er hielt die Gegenüberstehenden in der Mehrzahl nur für Verführte, wollte unnützes Blutvergießen vermeiden und war überzeugt, seinen Zweck einfach durch Drängen mit seinen Truppen zu erreichen. Diese erhielten Befehl, in keinem Falle zuerst zu schießen. Die edle Menschenfreundlichkeit kostete dem General das Leben.

Während noch die letzten Aufständischen den Flecken räumten, rückten die Truppen ein und durch den Ort hindurch. Gagern entwickelte seine gesamte Macht jenseits der Stadt, nur vier Geschütze blieben auf der Höhe vor Kandern, von wo sie die Abmarschlinie des Gegners vollständig beherrschten. Kaum achtzig Schritte von der Infanterie stand die Nachhut Heckers „in Schlachtordnung,“ d. h. Schützen hatten hinter Felsen und Bäumen im lichten Hochwald zu beiden Seiten der Straße Aufstellung genommen, der Haupttrupp war schon längst im vollen Rückzug den Hohlweg hinauf. Auch von jener Seite fiel kein Schuß. Gagern ließ die Freischärler durch einen Offizier nochmals zur Niederlegung der Waffen auffordern, und als der Erfolg ausblieb,

ritt er selbst bis zur Brücke, ließ Hecker herbeiholen und wiederholte diesem gegenüber nachdrücklich sein Verlangen. Hecker lehnte ab und erhielt mit seinem Nachtrab zehn Minuten Zeit zum Rückzug, der sofort bewerkstelligt wurde. Militärisch notwendig war das alles nicht, entschiednes Vorrücken der Truppen hätte die Schar hier ebenso kurzer Hand zersprengt, wie es nach kaum einer Stunde weiter oben der Fall war.

Die Führer der Aufständischen mochten einsehen, daß ihnen in kurzer Zeit die Leute auseinanderlaufen würden, wenn es so weiter ginge, und sie bestimmten ihren militärischen Führer Willich, auf der kleinen Hochfläche der Scheidegg eine Aufstellung zu nehmen. Hier sollte vor allem der Versuch gemacht werden, die Soldaten zum Treubruch zu verleiten, wozu allerdings, wie die Vorgänge des folgenden Jahres bewiesen haben, unter den Badenern Neigung vorhanden war. Indessen die hessische Schützenkompagnie, die an der Spitze marschierte, ließ sich auf dergleichen nicht ein; die vorderste badische Kompagnie lief freilich bei den ersten Schüssen aus einander, aber doch auch nicht zu den Aufständischen hinüber. Nach Ablauf der zehn Minuten waren die Truppen in dichter Marschlinie aufgebrochen und kamen bald den letzten der Hecker'schen Schar auf hundertfünfzig Schritte nahe. Als die Scheidegg in Sicht kam, konnte man erkennen, daß dort Vorkehrungen zum Widerstande getroffen wurden. Gagern befahl einfach den Weitermarsch und befand sich dabei hinter dem vordersten Zuge der Vorhut.

Als diese, immer in geschlossener Marschform, die Scheidegg erreichte, wurde sie mit wildem Geschrei empfangen, aus dem nur einzelne Rufe: „Schießt nicht, deutsche Brüder! Kommt in unsre Reihen! General vor!“ unterschieden wurden. Auf diesen letzten Ruf aufmerksam gemacht, stieg Gagern vom Pferde und begab sich vor die äußerste Spitze seiner Truppen dicht an die Aufständischen heran, wo er von deren Führer Kaiser aus Konstanz nochmals kurz die Niederlegung der Waffen verlangte. Die Aufständischen versuchten, die Soldaten zum Verrat zu verleiten, auch Kaiser beteiligte sich dabei, andre drängten dicht bis an die Reihen der Hessen heran, forderten sie zur Übergabe auf und konnten nur mit Mühe abgehalten werden, zwischen die Glieder selbst einzudringen. Das Nutzlose seiner Bemühungen einsehend, wandte sich Gagern zurück und bestieg, mitten auf dem offenen Platze, sein Pferd wieder, zog den Säbel und sagte: „Nun, in Gottes Namen, vorwärts!“ Auf die Bemerkung des Hauptmanns Keim: „Herr General, Sie exponiren sich,“ erwiderte er: „Lieber Freund, wir gehören auch hierher,“ und trieb sein Pferd zum Vorwärtsgehen an. Die Hessen fällten das Gewehr und drangen gegen die noch standhaltenden Auführer vor — da erfolgten die ersten Schüsse aus deren Reihen, namentlich von den seitwärts im Walde verteilten Büchsenjägern, und besonders die Offiziere zu Pferde wurden bei der kurzen Entfernung getroffen. Gagern hatte drei Kugeln erhalten und sank mit dem ebenfalls verwundeten Pferde zusammen.

Nun feuerten aber auch die Hessen und trieben die bereits schwankenden Haufen der Gegner mit Kolben und Bajonett in die vollständigste Flucht. Es ging dabei auf dem kleinen Platz etwas bunt durch einander, die letzten, aus dem Walde vertriebenen Schützen mußten sogar ihren Weg über die Scheidegg nehmen, um auf die Rückzugslinie ihres Haupttrupps zu gelangen. Die hessische Kompagnie hatte mit einem Verlust von neun Verwundeten die Entscheidung bewirkt, die nächste badische Kompagnie war im ersten Schrecken auseinander-gelaufen; bevor sie wieder gesammelt worden war, und die noch weiter zurück befindlichen Badener und Hessen auf der Scheidegg eintrafen, war alles vorüber, und die Hessen bereits um den gefallen General bemüht.

Hinterher ist von aufständischer Seite sehr viel Ruhmrediges über dieses „Gefecht“ verbreitet worden; man kennt ja die „Heldengeschichte“ jener Tage. Es verlohnt sich nicht, diese Ungereimtheiten und Widersprüche wieder zu erwähnen. Nur der nachträglichen Behauptung Kaisers, daß Gagern die Auf-rührer auf der Scheidegg „Gefindel“ genannt, und der Erfindung Mögling's, der General habe selbst eine Pistole abgefeuert, wollen wir hier entgegentreten. Sener Ausdruck lag der feinen Denkmungs- und Ausdrucksweise Friedrichs von Gagern vollkommen fern, und Pistolen hatte er gar nicht zur Verfügung. All diese erfundenen Einzelheiten sollten bloß den weitverbreiteten Eindruck abschwächen, der den Tod des Generals als berechneten, feigen Meuchelmord kennzeichnete. Auch diese Auffassung ist falsch. Gagern fiel, weil er sich, wahrscheinlich aus Mangel an Vertrauen auf die Festigkeit seiner Truppen, zu sehr aussetzte, er fiel, weil er das angebliche „Gefindel“ zu sehr schonte, denn diese Haufen wären bei den ersten Schüssen auseinandergestoben, wie es dieser Tag und die darauf folgende Woche hinreichend dargethan hat. Daß sich die Konstanzer Schützen bei dem Haß und der Verblendung jener Zeit eingebildet haben mögen, eine Großthat für Freiheit und Vaterland zu begehen, als sie den „Aristokraten“ auf sechzig Schritte Entfernung vom Pferde knallten, ist leider kaum zu bestreiten. Sie hatten ja keine Ahnung davon, daß sie den Mann niederstreckten, in dessen klarem Geiste das Gebilde der Zukunft, das wir heute unser Vaterland nennen, in deutlichen Linien vorgezeichnet stand.

Als Hauptmann Keim mit seiner Kompagnie die Scheidegg gesäubert hatte, und Leutnant Becker sich links nach dem Walde wandte, wo noch Schützen hinter den Bäumen Stand hielten, rief letzterer dem Hauptmann zu: „Herr Hauptmann, unser General ist tot!“ Keim eilte hin, sah Gagern unter dem toten Pferde liegen und bemerkte, daß er noch lebte. Er rief: „Meine Herren und ein paar Schützen, rasch hierher, er lebt noch!“ Inzwischen hatte Leutnant Becker eine schwarzrotgoldne Fahne aufgehoben, die ein Flüchtiger weggeworfen, begab sich aber auf den Ruf des Hauptmanns zu ihm und half ihm mit drei Schützen den General unter dem Pferde hervorzuziehen. Mittlerweil wurden die letzten Freischärler unter Mitwirkung der durch den Wald

vordringenden badischen Seitendeckung vertrieben und mußten an der Scheidegg vorüber. An dieser Stelle hatte das Feuern längst aufgehört, die Freischärler sahen den gefallenen General. Einige wollten durchaus die Fahne wieder haben, Hauptmann Keim rief ihnen zu: „Hört auf zu schießen; es hat Opfer genug gekostet und hilft euch doch nichts!“ Sie gaben ihr Wort, nicht mehr zu feuern, worauf Leutnant Becker ihnen die Fahne zuwarf. Auch hieraus hat Mögling hinterher eine Heldengeschichte von einer angeblichen Gefangennahme des verwundeten Generals und seiner Auslösung gegen die Fahne gemacht; sie ist einfach erlogen. Das Gefecht war zu Ende, die beiden Offiziere waren mit dem sterbenden General beschäftigt und legten keinen Wert auf die vermeintliche Trophäe. Als man mit Mühe den Verwundeten vom Pferde befreit und etwas in die Höhe gerichtet hatte, sprach er seine letzten Worte: „Brave Soldaten!“ — eine Anerkennung für die tapfern Hessen, deren Zuverlässigkeit er vielleicht zu wenig vertraut hatte. Man trug ihn auf Gewehren nach einem Erdaufwurf am Rande der Scheidegg etwa dreißig Schritte weit; als man ihn niederlegte, war er schon verschieden. Wie die nächst hinter der aufgelösten badischen Kompagnie marschierenden Hessen im Lauffschritt oben eintrafen, war der General schon tot, der in ziemlicher Entfernung flüchtende Feind nicht mehr zu erreichen. Das Gefecht hatte nach 9 $\frac{1}{2}$ Uhr begonnen und war in weniger als einer halben Stunde zu Ende. Es war am Gründonnerstag 1848.

Die Leiche von Gagerns wurde von den Truppen bis Müllheim geführt und dort auf dem Kirchhof beerdigt. Auf Wunsch des Vaters wurde sie nach wenigen Tagen wieder abgeholt und unter großer Teilnahme am 1. Mai in Hornau beigesetzt. Dort auf dem Friedhofe unter dem Fuße des Stausen wurde dem Gefallenen später von den Brüdern ein einfacher Denkstein von Granit errichtet. Obgleich die Grabstätte nur wenige Stunden von Frankfurt a. M. liegt, wird sie doch eigentlich von niemand besucht. Wer weiß auch noch etwas von dem General Friedrich von Gagern? Die Leute, die wenige Jahre nach seinem Tode während und nach der Revolutionsperiode die gelesebenen Blätter beherrschten, waren beflissen, die revolutionären Thaten des „tollen Jahres“ als große historische Thaten zu preisen, die nationale Seite trat gänzlich in den Hintergrund, diente höchstens, etwas undeutlich gehalten, als zierende Verbrämung. Für sie war General Friedrich von Gagern nur der „Aristokrat,“ der das „souveräne“ Volk zusammenschießen wollte. Wir haben jetzt ein Deutsches Reich, und der Weg, auf dem allein es zu erreichen war, liegt historisch festgelegt, für jedermanns Urteil klar vor Augen. Trotzdem hat man gerade in den letzten Tagen versucht, verschiedene falsche Böden und gewisse verfehlte, wenn auch vielleicht gut gemeinte Handlungen vor fünfzig Jahren zu bedeutsamen nationalen Erscheinungen aufzupügen. Die Versuche haben sich als vergeblich erwiesen. Aber dem gegenüber

ist es doch wohl am Platze, darauf hinzuweisen, daß in jener gährenden Zeit, in der so viel redliches Wollen und alle nationale Begeisterung an dem gänzlichen Mangel an diplomatischen und politischen Fähigkeiten scheiterten, ein deutscher Mann vorhanden war, ein wahrer Vorläufer Bismarcks, der über diese Mittel verfügte, und dem Ziel und Wege zur deutschen Einheit klar vor Augen standen. Familienverbindungen und die unglückliche politische Lage unsers Vaterlands hatten es mit sich gebracht, daß er im entscheidenden Momente nicht an einer ihm gebührenden Stelle stand, und als er versuchte, aus eigener Kraft in die Wirrnisse des Tages einzugreifen, streckte ihn eine feindliche Kugel nieder.

Es soll hier keineswegs behauptet werden, daß das Jahr 1848 die Erfüllung der deutschen nationalen Wünsche hätte bringen können, wenn Friedrich von Gagern eine leitende Stelle in Preußen oder in Frankfurt eingenommen hätte. Dazu war wohl die Unklarheit jener Tage noch zu groß, und in Berlin fehlte die Entschlossenheit. Aber so viel darf als sicher angenommen werden, daß manche verfehlte Maßregel unterblieben und mancher zweckmäßiger Schritt in Frankfurt gethan worden wäre, wenn sich Friedrich von Gagerns Augen nicht so früh geschlossen hätten. Die weitere politische Entwicklung der beiden Schwurgenosfen vom Oftermontag des Jahres 1836, nachdem ihnen der führende Geist, der abgöttisch verehrte Bruder, genommen worden war, liefert dafür den unwiderleglichen Beweis. Kaum zwei Monate ruhte Friedrich von Gagern im Grabe, da stellte Heinrich in der Paulskirche auf eigne Faust den verhängnisvollen Antrag, den Erzherzog Johann zum Reichsverweser zu wählen. Es entsprach durchaus der gefühlseligen Unklarheit jener Zeit, daß der Vorschlag mit Begeisterung aufgenommen wurde; Heinrich von Gagern war wieder der von allen Gefeierte. Und was hatte man erreicht? Die Regierungen hatte man schwer, Preußens Krone und Volk unvergeßlich beleidigt und keine nationale Macht gewonnen. Es konnte doch billigerweise nicht angenommen werden, daß ein Mitglied des Hauses Habsburg dem Könige von Preußen redlich den Weg zum deutschen Kaiserthron ebnen hülf! Dieser Antrag wäre sicher nicht gestellt worden, wenn Friedrich noch gelebt hätte, aber bei Heinrich war die alte Gagernsche Hauspolitik und die Tradition der süddeutschen Mittelstaaten wieder zum Durchbruch gekommen. Er beteiligte sich zwar noch am Erfurter Parlament, wandte sich aber 1859 gänzlich von Preußen ab und ging 1862 vollkommen in das österreichische Lager über. Seinen 1842 gebornen ältesten Sohn Friedrich Balduin ließ er in österreichische Dienste treten, wo dieser bis 1871 Marineoffizier war; später kehrte er nach Deutschland zurück. Dieser, dem Oheim gleichnamige Nefse war 1881 bis 1893 Mitglied des Deutschen Reichstags für Kronach als Mitglied — des bayrischen Zentrums. Max von Gagern war schon 1854 in österreichische Dienste getreten.

Die Geschichte der drei Brüder von Gagern ist ungemein lehrreich, auch noch für unsre politisch gereifere Zeit. Um dem Vaterlande wahrhaft zu dienen, genügten nicht allein reiche geistige Anlagen, umfängliches Wissen, patriotische Hingebung und glänzende Rednergabe, nein weit vor diesen, oft als die wahren politischen Tugenden bezeichneten Eigenschaften steht der durch eifriges Nachdenken erworbene, ruhig erwägende Scharfblick, mit dem der Staatsmann unbeirrt durch Gefühle, Traditionen und Tagesströmungen — sie höchstens benutzend — die eigne Macht wie die widerstrebenden Kräfte klar abwägt und mit Entschlossenheit vorwärts schreitet. Um die Richtigkeit hiervon bestätigt zu sehen, brauchen wir nur die Riesengestalt Bismarcks mit all den „politischen Größen“ der letzten fünfzig Jahre zu vergleichen. Friedrich von Gagern hatte diesen Bismarckischen Geist, den scharfen, durch nichts zu beirrenden Blick; schade, daß es ihm nicht vergönnt war, ihn im Dienste Deutschlands zur Geltung zu bringen. Wenn aber in dieser Zeit so oft von den „Opfern des Jahres 1848“ gesprochen wird, so ist es eine Ehrenpflicht, dabei des national gesinnten Friedrichs von Gagern nicht zu vergessen.



Goethe als Kriegsminister

Von Adolf Stern



ewiß, gewiß, er ist alles gewesen, euer Goethe! Es wäre zweckmäßig, wenn die Akten des Weimariſchen Schloßbaues aus den neunziger Jahren und bis zum Jahre 1803 genau durchforſcht und Goethes Verhältnis zur Tischlerei und Schloßferei zum Gegenstand einer eingehenden Abhandlung gemacht werden würde, damit man nicht etwa unwiſſentlich einem braven Tischler- oder Schloßfereimeister Verdienſte zuſchiebt, die eigentlich dem Dichter des „Faust“ und der „Sphigenie“ zukommen. Auch iſts ſehr leichtfertig von euern Philologen, die jahrein jahraus die Schreiberhände von John und Kräuter, von S. P. Goetze, Geiſt und zehn andern vor Augen haben, daß ſie nicht längſt ein umfaſſendes Werk über Goethes Verhältnis zur Schönschreibekunſt in die Welt geſchickt haben, womit doch klärlieh eine empfindliche Lücke der nie genug zu vermehrenden Goethelitteratur geſüllt werden würde! Warum ſollten Sie nicht auch noch nachweiſen können, daß der Dichter, wie in allem ein Erwecker und Muſter, ein vorzüglicher Kriegsminiſter geweſen ſei, bei dem ſich Albrecht Noon und Herr von Bronſart allenfalls hätten Ratſ holen können, wenn er nicht zufällig lange vor ihnen gelebt und geamtet hätte? —